

Zeitschrift: Die Berner Woche
Band: 34 (1944)
Heft: 40

Artikel: Berndeutsch in Gefahr
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-648056>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 18.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Berndeutsch in Gefahr

Es ist eine eigentümliche Erscheinung, dass im Menschen, ob er einzeln oder in Massen auftritt, oft Unarten und mangelhafte Sitten überhandnehmen, die an sich Anstoss erregen und dennoch wie eine unabwendbare Notwendigkeit geduldet werden. Man würde es eigentlich begreifen, wenn in diesen Zeiten, die ringsum so voller fürchterlicher Barbareien stecken, die in über zwanzig Jahrhunderten erzielte Verfeinerung der Sitten und Gebräuche rückwärts liefe, und es wird ja schon so sein, dass berühmte Heer- und Bandenführer und wilde Seeräuber alter Zeiten sich von den Errungenschaften moderner Technik und Kultur entrüstet abwenden möchten, könnten sie die Methoden gewisser neuzeitlicher Sturmstaffeln aus der Nähe erleben. Doch um derartige Auswüchse menschlichen Denkens handelt es sich nicht, sondern um eine derartig kleine Angelegenheit, dass mancher mit einer gewissen Berechtigung sagen würde, er möchte gerne solche Sorgen haben. Da aber mit gleicher Berechtigung den Schweizern, und zwar auch von uns selber, die Aufgabe zugebracht ist, Hüterin der Gebräuche und der errungenen Kultur zu sein, so darf man wohl inmitten des grössten aller angehenden Kulturkämpfe der Kleinigkeiten gedenken, die zusammengezählt das menschliche Leben verschönern oder verunstalten.

Es gibt in Eisenbahnzügen und sonstigen gemeinsamen Aufenthaltsräumen unbefangene Mitbürger, deren Charakter damit nicht im geringsten angezweifelt sei, die mit einer Seelenruhe ihre Fingernägel schneiden, die an sich bewundernswert ist. Es gehört wirklich eine gehörige Dosis Tapferkeit dazu, aller Welt zu zeigen, dass man sich um eine gute Erziehung und die Kinderstube nicht kümmert. Damit moderne Damen der Welt und vorzugsweise der Halbwelt nichts zu lachen haben und lediglich um der Gerechtigkeit willen sei erwähnt, dass der öffentliche Gebrauch des Lippenstiftes eigentlich auch nicht in der Kinderstube erlernt werden konnte, wohl aber nur deshalb, weil vorläufig Kinder an gewissen Orten gepudert, aber im Gesicht nicht geschminkt werden. Und um weitere Missverständnisse auszuschliessen, sei ausdrücklich bemerkt, dass in den genannten Eisenbahnzügen und öffentlichen Aufenthaltsräumen nur Herren angetroffen wurden, die sich die Fingernägel und nicht etwa die Zehennägel behandelten, was bei Damen mit der neuen Schuhmode immerhin vorkommen könnte. Weitere Unarten, die von der breiten Masse nachgeahmt und deshalb plötzlich grosse Mode werden, seien für heute schonungsvoll übergangen.

Eine Unart aber, die in letzter Zeit Schule macht, trotzdem für die sprachliche und sonstige Erziehung alljährlich von Bund und Kantonen mit mehr oder weniger Erfolg Millionen ausgegeben werden, muss nun doch erwähnt werden. Schon vor vielen Jahren, die in unsere Jugend- und Studentenzeit zurückführen, gab es diese Unart in unserem Bernbiet, vorwiegend aber doch in den umliegenden Kantonen, die nach unserer, natürlich nicht neutralen Auffassung, ihre Muttersprache weniger rein erhalten hatten, als wir unser geliebtes Berndeutsch. Es fiel namentlich bei den Zürchern die gehäufte Verwendung des Ausdruckes «nüd wahr» auf, was sie offenbar aus dem Hochdeutschen übernommen hatten. Bekanntlich fehlte es in Limmatathen nicht an Vertretern dieser Sprache, von denen die Zürcher nicht nur die Artigkeiten, sondern auch die Unartigkeiten angenommen zu haben scheinen. Es kann dafür, dass dies hochdeutsche «nicht wahr» im Ueberschuss verwendet wurde, ein Beweisstück herangezogen werden, dass in der strengformellen Jurisprudenz wohl kaum als vollgültig anerkannt würde: nämlich eine Bierzeitung von der Technischen Hochschule, worin einem reichsdeutschen und deshalb als Gelehrter nicht weniger hervorragenden Professor seine Unart in mathematisch einwandfreier Form vorgehalten wurde. Dieser Herr Professor pflegte unbewusst nicht in jedem Satze einmal, sondern auch zwischenhinein sein «nicht wahr» hineinzuschieben, was für solche Dinge feinhörige Studenten zu einer Kontrolle und nachheriger Abhandlung veranlasste, die auszugsweise zur Veranschaulichung drohender Gefahren wiedergegeben sei.

Aus einer Reihe von 28 durchgeführten Versuchen soll sich eine minimale Anwendung von 108 «nicht wahr» pro Stunde und eine maximale Anwendung von 122 «nicht wahr» pro Stunde ergeben haben. Daraus entsteht ein Mittel von 115 «nicht wahr» pro Stunde und da in der Woche der Herr Pro-

fessor vier Stunden Unterricht erteilte, so verwendete er also 4×115 oder 460mal das Wort «nicht wahr» und in einem Semester von 14 Wochen 14×460 oder 6440 «nicht wahr». Nun wurde mit einer komplizierten Formel, die einen Aufregtheits-Koeffizient und einen Schwülheits-Koeffizient enthält, in mathematisch eindrucksvoller Weise die Zeit für ein «nicht wahr» berechnet, und zwar mit 2,38 Sekunden für ein «nicht wahr» oder rund 2,5 Sekunden. Daraus wiederum ergab sich einwandfrei, dass für die 6440 «nicht wahr» 270 Minuten nötig waren oder 7 Vorlesungen. Der Verfasser fand also heraus, dass der Herr Professor ohne sein «nicht wahr» 14 Tage früher hätte Ferien machen können und der Lausbub von einem Studenten machte denn auch diesen Vorschlag oder ersuchte freundlich, wenn eine Verkürzung nicht möglich sei, dass die ersten sieben Stunden bei Semesteranfang dazu benützt würden, um das «nicht wahr» herzusagen und zu erledigen und nachher mit der eigentlichen Vorlesung zu beginnen. Das hätte dann den grossen Vorteil für die Hörer, die sich für das «nicht wahr» nicht interessieren, dass sie 14 Tage später zu der Vorlesung erscheinen könnten.

Der geneigte Leser merkt sich also, dass bei Weglassung des übertrieben benützten «nicht wahr» die betreffende Vorlesung um zwei Wochen hätte verkürzt werden können und da die Mathematiker ja immer behaupten, an der Genauigkeit ihrer Wissenschaft lasse sich nicht zweifeln, so muss es damit wohl seine Richtigkeit haben.

Das zürcherische «nüd wahr», ungeahnt zur grossen Mode geworden, hat nun aber irgend eine affenhaft auf Nachahmung eingestellte Bernerseele nicht ruhen lassen, aber grosszügig beschränkte sich ihr Träger nicht auf das «nüd wahr», sondern der Erfinder ging über auf das in guten Kinderstuben längst verpönte «he». Man achte sich nur einmal, wie dieses «he» im Berndeutsch zur Mode geworden ist: am Wirtstisch, am Telefon, beim Grüssen und beim Abschiednehmen, vor einem Satz und nach einem Satz, aber wie beim Herrn Professor noch zwischenhinein, überall tönt es heraus, im gemütlichen wie im zornigen, im heiteren wie im himmeltraurigen Gespräch: Sälli he, gueti Reis he, uf Widerluege he und zwischenhinein ungezählte Mal «he», aber nicht genug: Letztthin, und dies ist der Anlass für diese, um das seuchenartige Weitergreifen der neuen Mode besorgten Ausführungen, begnügte sich ein Dienstkamerad nicht nur mit dem einfachen «he», sondern wortwörtlich schloss es das Gespräch mit: «Das wird ein jeder einsehen, nüd wahr, he». Dass man einmal «nüd wahr» sagen kann und ein andermal abwechslungsweise «he», das kann man schliesslich noch hinnehmen, das «nüd wahr, he» im gleichen Atemzug, das darf nicht aufkommen, denn es führt zur sprachlichen Katastrophe, zur Ueberschreitung der Polizeistunde, zur Verlängerung der Ablösungsdienste, zur Ueberlastung der Telephonlinien und zu andern ungeahnten Unzukömmlichkeiten, die wir, weiss Gott, nicht auch noch nötig haben.

Man nehme ja die Sache nicht leicht und sei sich der Folgen klar. Bei einem Untergebenen versuchte ein Vorgesetzter einmal, die Unart auf liebevolle Art abzugewöhnen und es wurde beschlossen, für jedes «he» sei ein halber Liter zu stiften. Es war unmöglich und hätte zum finanziellen Ruin der einen Vertragspartei geführt: die ganze Kompanie von 180 Mann hätte am Abend einen halben Liter auf Kosten des Untergebenen trinken können und so wurde aus kameradschaftlichen Gründen das Abkommen aufgelöst.

Das Unangenehme ist, dass der Untergebene mit seiner sprachlichen Unart nur wenigen unangenehm auffällt, weil inzwischen die Mode wie andere Seuchen um sich greift, ohne dass die hochentwickelte chemische Industrie bisher ein Gegengift herausgegeben hätte. Sonst ist sie bekanntlich für die harmlosesten Anfälle mit ungezählten Chemikalien zur Hand, die meist mehr oder weniger nützen, mit Ausnahme den Registrierkassen der Apotheker, die damit recht hübsche Umsätze ausweisen. Es drängt sich immer wieder die Frage auf, ob unsere Klassiker so rückständig gewesen seien, dass sie solche listigen und lustigen Zwischenrufe in ihren Dia- und Monologen nicht verwendeten, denn Schiller hätte doch gewiss den Tell gerade so gut das Zwiegespräch mit seinem Sohn und in der Hohlen Gasse sein Selbstgespräch mit «he» führen lassen können, welche fortschrittliche Anpassung den Dramaturgen ungeahnte Möglichkeiten erschliesst, zum Beispiel:

Tell: Siehst du die Firnen dort, he, die weissen Hörner, he,
Die hoch bis in den Himmel sich verlieren, he?

Walter: Das sind die Gletscher, he die des Nachts so donnern, he,
Und uns die Schlaglawinen niedersenden, he.

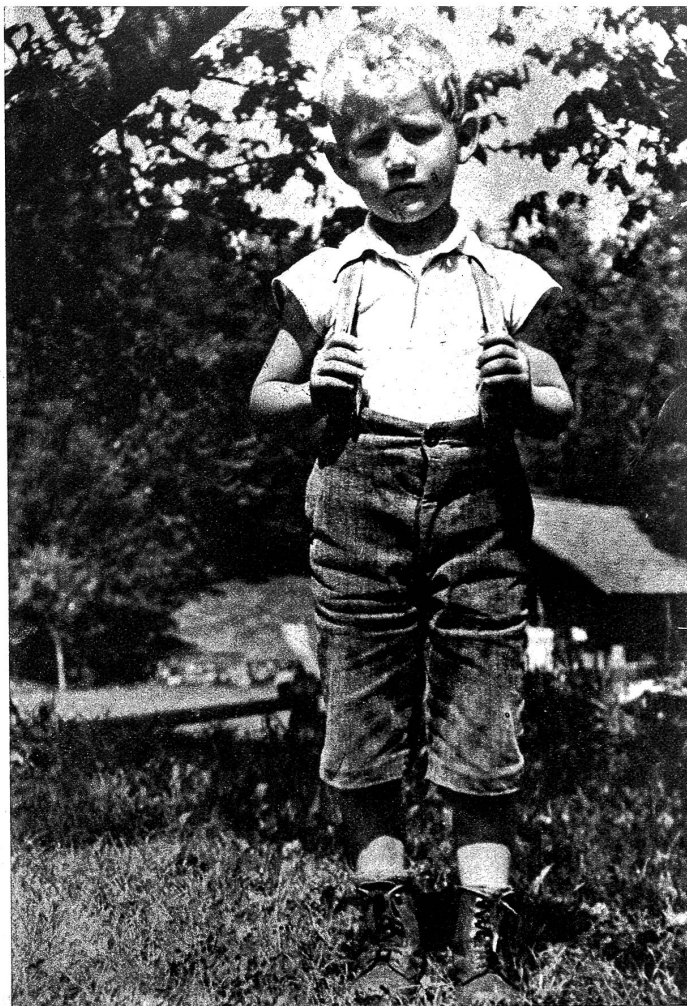
Tell: So ist's, he, und die Lawinen hätten längst
Den Flecken Altdorf unter ihrer Last
Verschüttet, he, wenn der Wald dort oben nicht
Als eine Landwehr sich dagegenstellte, he.

Walter: Gibt's Länder, Vater, wo nicht Berge sind, he?

Tell: Wenn man hinuntersteigt von unsern Höhen, he
Und immer tiefer steigt, den Strömen nach,
Gelangt man in ein grosses, ebnes Land, he
Wo die Waldwasser nicht mehr brausend schäumen, he
Die Flüsse ruhig und gemächlich ziehn, nid wahr;
Da sieht man frei nach allen Himmelsräumen, he
Das Korn wächst dort in langen schönen Auen, he
Und wie ein Garten ist das Land zu schauen, he.

Was könnte mit solchen malerischen Ausschmückungen der etwas fad erscheinenden Klassikersprache erreicht werden, und wie müsste es die berndeutsche Seele rühren, wenn die Gepflogenheiten neuzeitlicher Sprechsitten und der so hochverehrte Volkston in die Literatur eingewoben würde, he?

So aber jemand wäre, der findet, es handle sich bei den zahlreich gewordenen He-Sagern um Verbreiter einer gedankenarmen Unart, so könnten sich solche Gleichgesinnte mit Recht ärgern und sich Mühe geben, sich selber von dieser Seuche frei zu halten. Sie wollen aber vielleicht noch weiter gehen und der unheimlich gewordenen Bewegung eine heimliche Gegenbewegung schaffen, weil das ohnehin zur Dynamik des Volksgeistes gehört. Ein solches Hin und Her ist Wasser auf die Gedankenmühlen von gewissen Politikastern, Erziehern, Federfuchsern und sonstigen menschlichen Exemplaren, die sich selber wichtig vorkommen, die nagelneue politische Auffassungen oder neue Schriftarten, neue Damenhut-Modelle oder Baustile erfinden und dadrum herum ein Geschrei erheben, bis affenartig veranlagte Mitmenschen einstimmen und richtig eine «Bewegung» entsteht, die dann später eine Gegenbewegung auslöst. Was die He-Bewegung anbelangt, wäre es nun offenbar Zeit, eine Anti-He-Liga zu gründen, die hiermit der Oeffentlichkeit empfohlen sei. Es braucht dazu weder einen Verein, noch Statuten oder Satzungen, noch ein Knopflochabzeichen, sondern alle Mitwisser und Mitstreiter sollen mit einem fröhlichen Lachen den He-Sagern ihre Unart vorhalten und lächerlich machen. Gefahren, die mit Humor statt mit Feuer- oder andern Waffen abgewehrt werden können, gehören zu den Erscheinungen des Lebens, die uns die wirklichen Gefahren leichter ertragen lassen. Wenn unser liebes Berndeutsch aber in



Hansli vom Hasliberg

Gefahr ist, durch Gedankenlosigkeiten oder dumme Gewohnheiten verunstaltet zu werden, so ist es doch einem ihrer Verehrer wohl erlaubt, darüber derart zu schreiben, dass der humorvolle Kampf als begonnen erklärt werden kann.

Vom Matterhorn

(Fortsetzung von Seite 1151)

Solvay und wurde nach ihm Refuge Solvay benannt. Sie soll allerdings nur im äussersten Notfall, bei Sturm oder vollkommener Erschöpfung benützt werden. Sonst ist es verboten, die Nacht dort zuzubringen.

Aber obschon heute Hunderte, ja vielleicht Tausende das Matterhorn besteigen, bleibt seine Ersteigung nach wie vor eine durchaus ernsthafte Unternehmung, und es vergeht selten ein Jahr, dass man nicht von einem, ja sogar von mehreren Unfällen am Matterhorn vernimmt. Gerade die Tatsache, dass oft viele Partien miteinander unterwegs sind, erhöht vor allem die Gefahr der Steinfälle. Dann aber ist das Matterhorn berüchtigt ob seiner erschreckend plötzlichen Witterungsumschlägen. Nicht selten strahlt der ganze Bergeskranz von Zermatt in blendender Sonne und nur das Horn trägt wolkenartige Nebel. Um den Berg tobt alsdann ein Unwetter, das seinen Erstürmern verhängnisvoll werden kann.

Kein Wunder, dass der einzigartige Berg auch den Künstler begeistert hat. Matter-

hornbilder von Hans Beat Wieland, besonders aber von François Gos, um nur zwei zu nennen, sind weit über Bergsteigerkreise hinaus bekannt und es gibt in den Alpen, ja wohl auf der ganzen Erde wohl kaum einen Berg, der so oft Gegenstand für den Berufs- wie für den Liebhaberphotographen war wie gerade das Matterhorn.

Aber auch dem Dichter und dem Alpenschriftsteller hat der Wunderberg Anregung in Fülle geboten. An erster Stelle muss hier das Prachtswerk des Italieners Guido Rey «Das Matterhorn» genannt werden. Es ist ins Deutsche, Französische und Englische übersetzt worden und enthält wohl die vollkommenste Schilderung eines Berges und seiner Geschichte. Theodor Wundt hat neben einem «Matterhorn» benannten Roman ebenfalls eine Schilderung des Berges und seiner Geschichte geschrieben, Johannes Jegerlehner nahm die Katastrophe vom Jahre 1865 zum Vorwand seiner Schilderung «Die Todesfahrt auf das Matterhorn» und Charles Gos übersreibt einen Band Novellen mit dem Titel der einen «La Croix du Cervin». Unnützlich zu erwähnen, dass seine Ersteigungsgeschichte schon mehr als einmal

verfilmt worden ist. In Zeitschriften und Kalendern des In- und Auslandes finden wir das Bild des Matterhorns, sein Name klingt überall da, wo von Bergen und Bergsteigern gesprochen wird. Zermatt aber, das einst so stille Walliser Dorf, ist durch das «Horn» gross und berühmt geworden. Zwar gibt es rund um das Nikolaital noch höhere Berge als das Matterhorn: den Dom, das wundervolle Weisshorn, die Gipfel des Monte Rosa, den Lyskamm. Und doch: wer je auf einem Aussichtspunkt der Umgebung Zermatts gestanden, dessen Blick findet sich immer und immer wieder zurück zu dem einen, einzigen Berg, der so recht eigentlich Zauberberg genannt werden dürfte. Zauberberg vor allem seiner Riesengestalt wegen, vergleichbar dem sich aufbäumenden Pferd — wie Andreas Fischer sagt — das trotz aller Wildheit eine eigenartige Eleganz sich auch in dieser Stellung bewahrt.

Wer aber je den Fuss auf den Gipfel des Matterhorns gesetzt, dem mag es gehen wie dem zitierten Bergsteiger, der nach seiner ersten Besteigung des Berges schreibt:

«Auch mir war's wie ein phantastischer Traum; das tat das Seltsame, Unvergleichliche in der Form des Berges.»